

DAS MOSAIK

56

Karl Barth über «Die Deutschen und wir»

Am 5. Februar hat Prof. Karl Barth vor den Freunden der bekennenden Kirche eine grundlegende Erläuterung des Deutschlandproblems geboten, wie es sich uns Schweizern heute stellt. Es geschieht wohl selten, dass eine grosse Menge in einem grossen Saal einem Redner während mehr als zwei Stunden nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern mit Spannung zuhört. In Olten war dies der Fall! — Da Professor Barth so ziemlich jeden Punkt, welcher erwähnt werden kann, in dialektischer Meisterschaft selbst berührte, und da die nachfolgende Aussprache wenig Neues ergab, seien im folgenden einige Hauptgedanken des Vortrags, den man wohl bald im Wortlaut gedruckt wird lesen können, wiedergegeben.

Unser Misstrauen

Unter den Deutschen verstehen wir jenes Volk, das sich in seiner Gesamtheit dem Nationalsozialismus verschrieben hat und welches mit diesem System steht und fällt. Wir sind als Schweizer, zugleich aber als Christen aufgerufen, uns mit diesem Problem zu befassen.

Die Stimmung des Durchschnittschweizers ist gegenwärtig dem Deutschen nicht hold: Es geschah, dass deutsche Soldaten, die mit flüchtenden Elsässern über die Grenze kamen und die genug vom Krieg und vom Nationalsozialismus hatten, von der Bevölkerung einer Vorstadt übel empfangen wurden, einfach deshalb, weil sie deutsche Uniformen trugen. Weiter: Manchen Leuten schiene die geplante Schweizerspende sympathischer und erfolgreicher, wenn sie die deutsche Not nicht berücksichtigen würde. Man wird solche Zwischenfälle und Ueberlegungen zwar nicht billigen, aber verstehen wird man sie. Das Misstrauen gegen die Deutschen steckt in uns allen.

Das war nicht immer so! Im Krieg von 1870/71 sind gerade die Wägsten und Besten unter den Schweizern mit ihrem Herzen sehr auf deutscher Seite gestanden. Auch im letzten Weltkrieg stand die Sache noch ähnlich, ja sogar dem Nationalsozialismus brachte man im Anfang seines Wirkens bei uns ein gewisses mildes Interesse entgegen. Es brauchte recht viel Nachrichten und auch einige englische, amerikanische und russische Siege, bis sich das Blatt gewendet hatte! Jetzt hat es sich tatsächlich gewendet, und etlichen Schweizern spricht jener französische Politiker aus der Seele, der zugibt: «Ich kann an die Deutschen nicht mehr wie an Menschen denken!»

Dennoch: Das Leben mit den Deutschen muss weitergehen. Es kann aber auf keinen Fall so weitergehen, als wäre nichts geschehen. Wir befinden uns, bildlich gesprochen,

am Ende einer langen Bergstrassen-Strecke. Und nun geht es unmöglich in gleicher Richtung weiter: Eine Kehre muss kommen, die nicht den Weg zurückführt, sondern die zu neuen Horizonten leiten muss. Es gibt keinen Zorn, über dem wir die Sonne endgültig untergehen lassen dürfen. Auch die Franzosen und Holländer, die Norweger und die Juden in aller Welt werden sich das merken müssen.

Der eiserne Vorhang

Von den heutigen Deutschen wissen wir wenig. Lüge, Unfreiheit und Brutalität hat es zu Kriegs- und Friedenszeiten immer und überall gegeben. Man denke nur an die glorreichen Züge unserer alten Eidgenossen! Das heutige Deutschland aber hat — und das ist neu! — die Brutalität und die Unmenschlichkeit zum Prinzip und zur Methode erhoben. Alle Einwände, die man früher gegen den Nationalsozialismus vorbrachte, sind durch die deutschen Taten längst überholt. Und die deutschen Taten, die wir alle kennen, haben uns das deutsche Volk entfremdet. Abgesehen von diesen Taten wissen wir wenig oder nichts vom Denken des deutschen Volkes: Längs der Grenze ist ein Wall, ein eiserner Vorhang gezogen. Wir kennen im besten Fall einige Deutsche, aber nicht den deutschen Menschen. Denn gerade das Wichtigste darf ja nicht geschrieben und nicht laut ausgesprochen werden dürfen. Wir wissen nicht, ob jene Propaganda recht hat, die behauptet, die grosse Mehrzahl des Volkes stehe einträchtig hinter den deutschen Taten. Oder jene Gegenpropaganda, die versichert, die Mehrheit des deutschen Volkes sei das erste aller nationalsozialistischen Opfer. Oder wohnen in jeder deutschen Brust vielleicht zwei Seelen? Eine, die der Art von Friedrich Schiller und Joseph Eichendorff, eine andere, die Josef Goebbels und Heinrich Himmler gleicht? Darüber haben wir keine Gewissheit. Wir wissen zum Beispiel nicht einmal, mit welchen Gedanken Pfarrer Niemöller von seinem Gefängnis aus diesen Krieg verfolgt.

Die Wurzeln des Uebels

Ueber die Ursache der deutschen Taten sind die verschiedensten Theorien im Umlauf. Die eine spricht vom dumpfen, wilden Urmenschen, dessen Triebhaftigkeit lange unter der Decke der Kultur geschlafen hat und nun mit elementarer Wucht hervorbricht. Rauschning hat schon vor vielen Jahren die Revolution des Nihilismus prophezeit. Oder

stimmt die kommunistische These, die im Nationalsozialismus lediglich ein Werkzeug eines hochkapitalistischen Wirtschaftssystems erblickt? Oder die etwas wehleidige deutsche Erklärung, dass man dem armen, jungen «Volk ohne Raum» so lange seinen Platz an der Sonne missgönnt habe, bis es ihn sich mit Gewalt habe erobern müssen? Tiefer geht des greisen Clémenceaus Behauptung, die Deutschen hegten, wie andere Völker, eine Liebe zum Leben, eine mystische, unheimliche Liebe zum Tod. «Der Deutsche begegnet dem Tod, wie wenn er seine liebste Freundin wäre!» Oder — und das wäre wieder eine andere Erklärung — haben die Deutschen den tiefsten Sinn des Christentums begriffen und verfolgen deshalb mit fürchterlicher Konsequenz nicht nur das alte Volk Gottes, sondern auch den Sohn Gottes?

Keine dieser Theorien trägt den Charakter einer Offenbarung. Deshalb wird es gut sein, wenn wir am Ende dieser grossen Auseinandersetzung den Völkern ohne vorgefasste Meinung gegenüber treten. Den Russen sowohl wie den Deutschen. Mit Vorurteilen kämen wir zu keinem Ziel.

Das Ende mit Schrecken

Leichter ist die Frage zu entscheiden, wie Deutschland nach dem Kriege aussehen wird. Sein Zustand wird demjenigen des besiegten Karthago oder dem der ausgebrannten Stadt Jerusalem gleichen. Diesmal hat Deutschland nicht nur den Schrecken ohne Ende, sondern dazu noch das Ende mit Schrecken gewählt. Die Deutschen haben die Gewaltherrschaft über Europa aufrichten wollen — nun erleben sie das gleiche in noch grösserem Masse. Sie haben Städte ausradiert, sie haben Flüchtlingsströme aus der Heimat ins Elend getrieben — all diese Dinge spüren sie nun am Eigenen. Sie erleben die Wirkung der Geister, die sie riefen, in grauenhafter Weise selbst. Eines ist sicher: Wenn der Spuk mit dem Hakenkreuz einmal zu Ende sein wird, dann ist es auch mit dem deutschen Adler aus. Die Macht wird Deutschland genommen werden; denn mit der Macht hat Deutschland einen unguten Gebrauch gemacht, so lange sie ihm gelassen war. Hätten sich doch die Deutschen rechtzeitig an ihr Märchen vom Fischer und seiner Frau Ilsebill erinnert, jenem Pärchen, dem alles auf Erden bis zum Kaiserthron gewährt wurde, das aber, als es der liebe Gott selbst sein wollte, wieder in den Schweinekoben zurückmusste, aus dem es stammte!

Es ist unvorstellbar, wie radikal es mit Deutschland zu Ende sein wird. Es wird sehr lange dauern, bis sich jenes Volk auch nur vom Allerschlimmsten einigermaßen erholt hat. Diesmal wird es auch keine verklärte Rückschau geben auf die Tapferkeit des Heeres, das trotz der Niederlage unbesiegt geblieben sei. Diesmal wird man auch keiner Jugend mehr trauen, die unbeschwert, als wäre nichts geschehen, mit bändergeschmückten Klampfen und mit Gesang durch die Gaue zieht, die sich hernach zuerst in eine harmlose Miliz, zuletzt aber in eine gemeingefährliche Horde verwandelt. Diesmal wird tiefe Traurigkeit herrschen.

Es gehört mit zu unserem grossen Glück, das uns in diesen Jahren geschenkt ist, dass es uns erspart bleibt, über Deutschland mitzurichten. Wir werden kein entscheidendes Wort bei Deutschlands Demütigung mitzusprechen haben. Wir haben auch keinen Anlass, nach dem sterbenden Löwen noch Steine zu werfen. Wir sind Zuschauer eines Dramas, das seine Parallele findet im 14. Kapitel des Propheten Jesaja, welches in unseren Bibeln ungenauerweise als «Triumphlied» bezeichnet wird. Dort heisst es vom Sturze Babels:

«Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Wie bist du zur Erde gefällt, der du die Völker schwächtest! Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Thron über die Sterne Gottes erhöhen. — Ja, zur Hölle fährst du, zur tiefsten Tiefe!»

Nicht Triumphierende dieses Gerichts sind wir, sondern Zuschauer, welche das Schauspiel, das sich uns bietet, mit Erschütterung, mit Teilnahme und mit Ehrfurcht zu betrachten haben. Diese Gefühle gebühren uns, auch dann, wenn dem gerichteten Volke völlig recht geschieht. Ist übrigens in dieser Not nicht eine einmalige Gelegenheit verborgen? In diesem völlig Aufräumen-müssen mit dem Alten, in diesem ganz von Vorne-beginnen müssen? Ist das nicht die Gelegenheit des Einen vor den neunundneunzig Gerechten?

Freundschaft!

Was sind wir Schweizer heute den Deutschen schuldig? Man verwechsle diese Fragestellung nicht mit dem Ausdruck: Was haben die Deutschen verdient? Darüber, was sie verdient haben, hat Gott allein und niemand sonst zu entscheiden. Aber etwas haben sie nötig: Freunde! Feinde werden die Deutschen ringsum übergenug und auf lange Zeit hinaus haben. Freunde nicht. Darum müssen wir ihnen Freunde sein.

Ein Freund ist etwas anderes als ein Lehrer. Ein Lehrer muss zwangsläufig stets ein gut Stück weit gegen den Schüler, des Schülers Feind sein. Wäre er auf der ganzen Linie sein Freund, dann müsste er — sehr unpädagogisch! — vom Katheder heruntersteigen. Wir Schweizer sind eine pädagogische Nation. Mögen wir uns unserer Neigung nicht allzuviel verschreiben! Dem Vernehmen nach rüstet man bereits jetzt in Amerika ganze Schiffsladungen von Lehrkräften zu, die man den Deutschen nach dem Krieg hinschicken will, um sie nach so viel blutigem Wotansdienst über die Worte «Freundschaft» und «Brüderlichkeit» zu unterrichten und sie nach dem wüsten Horst-Wessel-Lied das «Forward Christian soldiers!» zu lehren. Dieser Methode kann man keine gute Prognose stellen, indem sich die deutsche Jugend gegen ausländische Morallehrer noch grimmiger zur Wehr setzen wird als gegen feindliche Tanks und Flugzeuge. Also nicht wie die lehrhaften Freunde Hiobs müssen wir zu den Deutschen gelangen, sondern als Freunde, die wissen, was *V e r g e b u n g* heisst. Freunde sind für einander da, trotz allem, was ge-

schehen ist. Die Deutschen haben bis jetzt immer ein tiefes Misstrauen bekundet gegen alles, was «Freundschaft» oder «Genossenschaft» heisst. Seit Friedrichs des Grossen und erst recht seit Bismarcks Zeiten hielten sie ein kampfbereites Nebeneinander für besser. Wenn die deutschen Theologen von «Gott» und wenn die Politiker vom «Allmächtigen» redeten, dann meinten sie den Krieg. Er war ihnen der Vater aller Dinge. Zu ihm haben sie sich vom Hohenfriedberger-Marsch bis zum Horst-Wessel-Lied bekannt.

Eine solche Freundschaft der Vergebung, wie sie von unserer Seite nötig ist, kann den bisher unterjochten und geplagten Völkern nicht ohne weiteres zugemutet werden. Aber wir Schweizer wollen doch ausdrücklich christliche Schweizer sein. Wir wollen wissen, dass das Evangelium vor dem Gesetz kommt. Mit dem Gesetz im Vordergrund könnten wir niemals der Deutschen Freunde sein, aber mit dem Evangelium. Denn darauf können wir uns verlassen: Christus ist auch da für sie! Wie, wenn es dereinst von Christus her schallen würde: «Her zu mir, ihr verwilderten Hitlerjungen! Her zu mir, ihr rohen SS-Kerle, ihr Gestapoleute.» — Wir aber müssen uns hüten vor der Gesinnung und vor dem Schicksal des Pharisäers, der ja unbestritten alle guten Qualitäten aufwies — ausser der einen: Dass er nämlich nicht gerechtfertigt in sein Haus zurückkehrte! Möge uns die schöne Rolle, gegenwärtig als die «Haupt-Statt» der Barmherzigkeit auf dem Erdenrund zu gelten, nicht zu Pharisäern machen!

Des Freundes Widerspruch

Zur aufrichtigen Freundschaft gehört allerdings auch die Kraft, zu widersprechen, da, wo es nötig ist. Wir wollen den Deutschen auf keinen Fall dabei helfen, wieder ein Herrenvolk zu werden. Wir wollen ihnen helfen, ohne Hakenkreuz und ohne Reichsadler ein freies, politisch gesundes Volk zu werden. Wir wollen ihnen auf keinen Fall helfen, das alte deutsche Wesen zu rechtfertigen oder wieder auf den alten Weg zurückzufinden. Gerade der Kirche in Deutschland darf man nicht helfen, ihren früheren Platz in jener unguten Art wieder einzunehmen. Das alles wird nicht leicht sein. Denn die Mehrzahl des deutschen Volkes weiss ja noch gar nicht, mit welchem Schrecken und mit welchem Abscheu der deutsche Name jetzt in der ganzen Welt genannt wird. Auch muss man sich der deutschen Eigenschaft erinnern, politisch unangenehme Erinnerungen einfach zu vergessen und darüber hinwegzugleiten. Man erinnere sich an die Zeit vor 1870, in welcher das Bismarcksche Reich mit Lüge und Unrecht grossgezogen wurde. Viele gute Deutsche haben damals jene Lügen und jene Gewalt verabscheut und sind aus Protest ausgewandert. Aber seltsam: Zwanzig Jahre später schon ruhte die Reichsgründung auf dem strahlenden Hintergrund einer heldenhaften Episode!

Im weitem pflegt der Deutsche auf jeden Vorwurf mit einer Flut von Gegenvorwürfen zu antworten, und schliesslich liebt es die deutsche Geschichtsphilosophie, sich als

Vollstreckerin göttlicher Gerichte zu rühmen. In all diesen Dingen wird man den Deutschen in aller Freundschaft widersprechen müssen. Von der grossen deutschen Kunst des intellektuellen Ausweichens dürfen wir uns in Zukunft nicht mehr imponieren lassen.

Pharisäisch sein oder sentimental sein, das ist leicht, das könnten wir alle. Aber gut Freund sein, das ist schwer. Was da von uns verlangt wird, ist möglicherweise so schwer wie die Quadratur des Zirkels. Aber es ist von uns verlangt.

Des demütigen Deutschen Einwand

Nun ist über die Deutschen recht viel gesagt worden. Und über uns Schweizer? Nehme man an, es käme ein Deutscher, nicht ein hochmütiger und rechthaberischer, sondern ein kluger, demütiger Deutscher und sagte: «Liebe Schweizer! Wohl stimmt dies alles. Wohl verstehe ich, dass wir ein schwer zu verstehendes Volk sind. Das ominöse Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll, wird in Zukunft kein vernünftiger Deutscher mehr in den Mund nehmen, sondern ich weiss, dass nun das deutsche Wesen selbst gesunden muss. Aber — sagt der Deutsche — liebe Schweizer: Was ist eure Aktivlegitimation, uns diesen Spiegel so vorzuhalten? Ihr habt doch, was eure selbstgewählte Regierung betrifft, grösstes Gewicht darauf gelegt, mit unserer — eben der nationalsozialistischen — Regierung nicht nur korrekte, sondern freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. In den Tagen nach dem Münchner Frieden wurden doch in euren Kirchen Predigten gehalten, die dem Heiligen Geist dafür dankten, dass er die leitenden europäischen Staatsmänner ‚stark gemacht habe, das grosse Opfer zu bringen‘, nämlich die Tschechoslowakei preiszugeben! Wie reichlich greisenhaft haben eure grossen Tageszeitungen — mit wenigen Ausnahmen — die politischen Ereignisse verfolgt. Und wie bedauerlich elastisch wurde eure Zensur gehandhabt! Wo nehmt ihr nur den Mut zu richten her? Ihr richtet wohl recht, aber euer Gericht fällt auch auf euch selbst. Wo wäret ihr wohl, wenn die Dinge so weitergelaufen wären, wie sie bis 1941 liefen? Wart ihr nicht eine zwar sich neutral, aber doch lustig bewegende Wetterfahne?

Und wie steht es — spricht der kluge und demütige Deutsche weiter — mit dem Evangelium in der Schweiz? Wohl wird seit etwa zwei Jahrzehnten evangelischer, weniger moralistisch gepredigt. Aber seid ihr schweizerischen Christen nicht doch eine kleine Herde von schulmeisterlichen Besserwissern? Seid ihr wirklich eine grosse Hilfe zur Genesung und Besserung? Wird eure Demokratie und euer Christentum meinen bösen Landsleuten den Eindruck einer himmlischen Botschaft machen?»

Also der Deutsche. Man könnte ihm schon einiges antworten. Man könnte ihn auf jene unvergessliche Rede des Generals auf dem Rütli hinweisen, oder auf den unverwundlichen «Nebelspalter», oder auf das Cabaret Cornichon. Ausserdem auch auf den gesunden, ungouvernementalen Sinn des Schweizerbürgers. Aber eine eigentliche, überwäl-

tigende Antwort ist dies nicht. Denn unser offizielles Gesicht ist zwar ein schlaues, aber ein allzu schlaues Gesicht gewesen.

*

Das Thema «Die Deutschen und wir» ist in seiner ganzen Tragweite da. Es ist da so gut wie das Thema «Die Juden und wir». Denn die Deutschen sind da, so gut wie die Juden da sind, mit deren Wesen und Schicksal sie vieles gemeinschaftlich haben. Aber wenn wir von den Deutschen oder gar zu den Deutschen reden, dann darf das niemals vom hohen Ross herab geschehen, sondern höchstens von einem bescheidenen Esel mit langen Ohren. Das Stossgebet «Gott erbarme sich der Deutschen» kann nicht anders gesprochen werden als mit dem eingeschlossenen Seufzer: «miserere nobis», erbarme dich unser! Von da aus können wir zusammenkommen: Die Deutschen und wir.

Die Kirche — Christi Kerker?

Als Journalist — Lokalberichterstatler — habe ich, während fünf Jahren in einer grossen und fast ebenso lang in einer kleinen Stadt, eine Beobachtung gemacht, welche ich hier zur Diskussion stellen möchte.

In der sonntäglichen Predigt und allenfalls noch in Trau- und Abdankungsreden scheint das A und O des reformierten Christentums im Bekenntnis zu Jesus Christus zu bestehen. Von der Kanzel herab verkündigt der Pfarrer jeden Sonntag, Jesus Christus sei der Weg und die Wahrheit und das Leben, und das göttliche Wertmass des sittlichen Handelns sei das Wort Jesu Christi. Die Kirchenpfleger, die Männer und Frauen der Kirchgemeinde hören dies an, bekennen sich dazu durch dieses Anhören, durch den Gemeindegesang, durch den Kollektenbeitrag, durch die Kirchensteuer usw. Aber ausserhalb der Kirche, bei irgendeinem nicht der Kirche zugehörigen Anlass bekennen sie und bekennen auch die meisten Pfarrer sich nicht dazu.

In der Tat, ich habe als Zeitungsberichterstatler in einer grossen und in einer kleinen Stadt Dutzende von nichtkirchlichen Veranstaltungen besucht, an denen Pfarrer, Kirchenpfleger und Kirchgenossen das Wort ergriffen — und kaum jemals, es sei denn, das Thema sei ein unmittel-

bar christologisches gewesen, habe ich aus dem Munde solcher Redner den Namen Jesus Christus gehört. Es waren zum Beispiel ganze Pfarrer-Parlamente an der Tagung eines Fürsorgevereins versammelt, es wurde viel Nützliches und Gutes geredet und beschlossen — aber der Name Jesus Christus, der in der Sonntagspredigt eines jeden dieser Pfarrer der nie genug zu preisende ist, war hier gleichsam verbannt, war tabu. Oder es äusserten sich Mitglieder der Kirchenpflege am Diskussionsabend eines kulturellen Vereins, etwa zu einem sozialpolitischen oder sonst einem Thema von allgemein menschlichem Belang — kaum jemals habe ich aus dem Munde eines solchen Redners eine Berufung auf Jesus Christus gehört, eine Begründung seiner Ansicht mit dem Worte Christi, das er doch, seinem kirchlichen Amte nach zu schliessen, als grundlegend und verbindlich für die gesamte Lebensordnung anerkennt. Noch viel weniger geschieht es, dass an einer Gemeindeversammlung oder an einem Anlass patriotischen Gepräges, wenn erklärte reformierte Kirchenchristen reden, deren Voten den Namen Jesus Christus enthalten. Man schämt sich, diesen Namen bei irgendeinem nichtkirchlichen Anlass auszusprechen, man hat das abmahnende Fingerspitzengefühl, dass ein «weltlicher» Zuhörerkreis die geringste unmittelbare Berufung auf das Evangelium als deplaziert empfinden würde — man will sich nicht lächerlich machen. Dabei sagen all diese Pfarrer, Kirchenpfleger und Kirchgenossen fast immer sehr Beherzigenswertes, mit der Lehre Christi Vereinbares, und vielleicht sind ihre Äusserungen auch bewusstermassen von evangelischer Sinnesart eingegeben. Aber verwunderlich bleibt es doch, dass ein Bekenntnis, das innerhalb der Kirchenmauern nicht genug wiederholt werden kann, ausserhalb wie weggeblasen ist. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Wenn das Herz vom Christusbekenntnis des kirchlichen Gottesdienstes wirklich voll wäre, so wäre es ihm Bedürfnis, den Heilandsnamen gelegentlich auch in der argen Welt draussen laut werden zu lassen. Die geistige Schamhaftigkeit des reformierten Schweizers in Ehren — aber die Liebe zu Christus wäre einen zeitweiligen Verstoß gegen die parlamentarische «Sachlichkeit» wohl wert. Dies ist kein Spleen. Es könnte eines Tages für die Christenheit sehr viel davon abhängen, ob sie noch fähig ist oder nicht, ein unbeschränkt öffentliches Bekenntnis zu Christus abzulegen. Lebendige Kirche ist — man verzeihe das anrühige Wort — totale Kirche.

* * *